

sondern nach denjenigen einer außerhalb des eigenen Volkes stehenden Macht, wie sie das Papsttum darstellt. Er hat sich daher als Publizist den Kampf gegen alle Einwirkungen der Zentrumsparthei auf die Geschichte Deutschlands gleich der übrigen nationalsozialistisch und völkisch gesonnenen (sic!) Presse zur Aufgabe gemacht. Das Gericht (nämlich Herr Holländer, der Namensvetter des Wiener Juden und Freimaurerbonzens Holländer) sieht in dem Kampfe der völkischen Presse gegen außerdeutsche Einflüsse, also auch gegen die der ultramontanen Partei, die Wahrnehmung eines berechtigten Interesses aller nicht zur katholischen Kirche gehörenden Deutschen. Was nun die Form des Artikels anlangt, so ist festzustellen, daß sie ganz ungehörig ausfallend und daher ehrenkränkend ist, aber es ist für das Gericht (nämlich für den Namensvetter des Wiener Juden und Freimaurerbonzens Holländer) zweifelhaft, ob sich der Angeklagte dessen bewußt geworden ist. Er hat den Artikel im Alter von 24 Jahren geschrieben und er ist eine leidenschaftliche, überspannte Natur, der Maß halten ver sagt bleibt.“ So weit das Urteil und seine echt rabulistische Begründung. Selbstverständlich hat Kardinal Faulhaber Berufung eingelegt.

Wittigs Leben Jesu auf dem Index.

Von Dr. Vinzenz Hartl, St. Florian.

Wittig ist den Lesern dieser Zeitschrift nicht mehr unbekannt. 1924, 455 ff. und 623 ff. hat Prof. J. Becker Wittigs Auffassung vom concursus divinus zurückgewiesen, wonach Gott gewissermaßen die Verantwortlichkeit für alles Tun und Treiben der Menschen mitübernehmen müßte, auch für die sündhafte Tat. Becker bezog sich dabei auf die älteren Schriften Wittigs: Die Erlösten (Hochland 1922); Meine „Erlösten“ in Buße, Kampf und Wehr (Habelschwerdt); Herrgottswissen von Begrain und Straße, Geschichten von Webern, Zimmerleuten und Dorfjungen (Freiburg i. Br.). 1923 erschienen in Ernst Michels „Kirche und Wirklichkeit, ein katholisches Zeitbuch“ (Jena) zwei kleine Versuche: Das allgemeine Priestertum, sowie: Die Kirche als Auswirkung und Selbstverwirklichung der christlichen Seele.

Alle diese Schriften wurden am 22. Juli 1925 von der Congregatio Sancti Officii auf den Index gesetzt. Diese Maßregelung eines allgemein als fromm eingeschätzten Theologieprofessors, der sich durch seine originelle Schreibweise einen dankbaren Leserkreis geschaffen hat, erregte in Deutschland und Oesterreich um so größeres Aufsehen, als auch das freudig aufgenommene letzte Werk Wittigs „Leben Jesu in Palästina, Schlesien und anderswo“ (zwei Teile, Rempen 1925, Verlag Kösel-Pustet) dasselbe Schicksal traf.

Ich beschränke mich hier absichtlich auf das Leben Jesu, weil gar mancher und manche geglaubt haben, dieses im Tone wärmster

Frömmigkeit gehaltene Buch habe ein solches Schicksal nicht verdient, wenngleich es kein Imprimatur aufweise. Diese für Wittig günstige Meinung rührt jedoch größtenteils daher, daß es Wittig verstand, seine verfänglichsten Theorien durch eine andeutungsweise, schattenhafte Darstellung zu verschleiern, so daß sich sehr viele Leser nicht die Mühe nehmen, der Sache auf den Grund zu sehen.

Der Titel des Werkes: „Leben Jesu in Palästina, Schlefien und anderswo“ ist vorzüglich gewählt. Von der Grundidee ausgehend, daß die göttliche Natur Jesu vermöge der Taufe auf jeden Christen übergreift und so Jesus in ihm lebt und wirkt, lehrt Wittig, daß sich daher auch das geschichtliche Leben Jesu in Palästina so gut in einem schlesischen Grasschafter Jungen (Jos. Wittig), wie in jedem Christen anderswo wiederholt. Demgemäß verslicht er Szenen aus dem geschichtlichen Leben Jesu mit irgendwie ähnlichen Episoden aus seinem eigenen Kinder- und Studentenleben bis zur Priesterweihe, so daß Jesu und Wittigs Leben in kurzen Bildern an unserm Auge vorüberziehen. Das gibt dem Buch einen eigenen Reiz. Es wird der durch die Erhabenheit der Ereignisse des Lebens Jesu leicht ermüdete Geist durch die eingestreuten drolligen, humorvollen, oder auch menschlich-ernsten Erlebnisse Wittigs angenehm abgespannt. Freilich ist es Wittig nicht immer geglückt, die sehr nahe liegende Gefahr einer Art ungewollter Profanierung des Heiligen zu vermeiden, was sich ab und zu, besonders bei der Verisiflage des Vater-unser, peinlich bemerkbar macht. Aber im großen Ganzen ist der gewagte Versuch prächtig gelungen.

Wenn Papini Wittigs Leben Jesu schon gekannt hätte, würde er es nicht gewagt haben zu behaupten, die Verfasser der Leben Jesu könnten samt und sonders nicht schreiben. Wittig kann schreiben, und zwar tausendmal besser als der an vielen Stellen langweilige Papini. Sein Buch ist jedenfalls das genussreichste Leben Jesu, das wir in deutscher Sprache haben, voll idealen Schwunges, voll religiöser Begeisterung, voll anmutigster Abwechslung zwischen Szenen seelischer Hochspannung und lebensfroher Poesie.

Und solch ein Buch wird verboten! Ist das nicht zum Weinen? Endlich etwas für Leser unserer Zeit — und verurteilt!

Ja, ich könnte weinen! Aber nicht über die „Grausamkeit“ der römischen Behörde, sondern über Wittig, wie einst über Rivard Schlögl! War es denn notwendig, daß so ausgezeichnete Männer, die das Zeug in sich haben, Großes zu schaffen und die Kreise der Intelligenz mit Jesus und der Kirche zu versöhnen, ja zu beseligen, zur Gefahr wurden für die Reinheit des Glaubens? Ist nicht jammer-schade um so viel Gestaltungskraft hier und so viel Wissen dort? Wie St. Paulus trauert über die Energie, die im Starrsinn des Judentums für die Kirche verloren ging, ja gegen die Kirche kämpfte, aber auch sich tröstet bei dem hoffnungsfrohen Ausblick auf die dereinstige Bekehrung dieses Volkes, die der Kirche zum größten Segen

werden muß, so kann ich nicht anders als hoffen, daß Wittigs Ueberzeugung, daß Jesus nirgends anderswo als in seiner Kirche spricht, ihm helfen wird, den in ihm lebenden Naturtroß gegen alles Geschulmeisterwerden aus eigener Einsicht heraus zu überwinden und, nicht weil die Behörde und so mancher ehrliche Warner es gesagt, sondern aus eigenem Antriebe der sieghaften Uebernatur heraus sich und anderen zu gestehen: Ja, ich habe es getan! . . . Ich habe durch meine unklaren, unausgegorenen und unfertigen, verschwommenen Ideen vielen wehe getan, vielen, die es gut meinen und nicht vorschnell den Stab brechen wollten! Möge er das Herz finden, angesichts der Entscheidung der Kongregation sein Wort zu verwirklichen: „Ich will immer mehr Kind Gottes werden. Nichts anderes will ich mehr werden. Aber jedesmal geht es über Golgatha nach Bethlehem. Großwerden und Kleinwerden, das sind die beiden stets wechselnden Schritte, die das Heilige in uns geht. Es ist dies ein schöner Weg, wenn man auch dabei äußerlich oft eine lächerliche Figur macht“ (I, 79). Ist ein solches Umkehren auch bitter — die Wege derer, die dem Kreuze folgen, müssen in gebrochenen Lebenslinien gehen und gerade die gebrochene Kreuzeslinie ist die richtige (II, 390). — Was ich hier schreibe, geht einzig und allein aus dem Wunsche hervor, Wittig zu zeigen, wie sehr sich ein christliches Gemüt durch so manche seiner Ausführungen gekränkt fühlen muß. Er hat das wohl zu wenig überdacht; sonst hätte er es unterlassen.

* * *

Analog mit der von Becker gezeichneten Ueberspannung der Lehre vom Mitwirken Gottes mit dem Wirken des Geschöpfes macht Wittig die echt urchristliche Lehre vom consortium divinae naturae zur Rückendeckung gegen die moralische Anrechenbarkeit von Vorgängen, die, wenn vom Willen abhängig, schwer sündhaft sind. I, 216 läßt er den Pfarrer sagen: „Du mußt . . . immerfort aus Gott geboren sein . . . Wenn das einmal nicht ist, da ist Nichtgeborensein — Totsein oder . . . Todssünde. Du kannst also gar keine Todssünde begehen, wenn du nicht tot bist. Und du kannst nicht tot sein, wenn du noch geistiges Leben hast, lebendigen Glauben, lebendige Hoffnung, lebendige Liebe.“ Diese Worte können absolut genommen einen sehr wahren Sinn haben, wie zweifelsohne 1 Jo 3, 9 nachweisbar einen sehr wahren Sinn hat, weil dem Sage: „Wer immer aus Gott geboren ist, begeht keine Sünde, weil sein Same in ihm ist, und er kann nicht sündigen, weil er aus Gott geboren ist“ (3, 9) der andere Satz vorausgeht: „Wer die Gerechtigkeit tut, ist gerecht . . . und wer die Sünde tut, ist aus dem Teufel“ (3, 7) und diesem der noch eindeutigere „Wer immer in ihm bleibt, sündigt nicht: jeder aber, der sündigt, hat ihn weder gesehen noch erkannt“ (3, 6). Ja schon v. 4 baut einem Mißverstehen vor: „Jeder, der das Sünd-

hafte tut, verletzt (damit) auch das Gesetz.“ An der Stirn der ganzen Erörterung steht die These: Wer Gott schauen will, „der heiligt sich, wie jener heilig ist“ (3, 3). Nach solchen Prämissen konnte freilich Johannes getrost den Satz wagen: Das Gotteskind sündigt nicht und kann, weil eben Gotteskind, nicht sündigen. Sollte aber einer trotzdem am Verse allein kleben, reißt ihn der folgende aus seinem Taumel: „Jeder, der nicht die Gerechtigkeit übt, ist nicht aus Gott“ (3, 10). Da ist es ganz klar: Johannes schließt aus der sündigen Tat auf das Fehlen des Lebens; aber er protestiert gegen den Schluß aus dem irgendwoher vorausgesetzten Leben auf die unbedingte Sündlosigkeit der Tat. Wo aber sind bei Wittig jene vorausgehenden und nachfolgenden Proteste gegen eine Auffassung, die schnurstracks in die Moral der Katharer einmündet? Ich habe vergebens solch ein „erlösendes Wort“ gesucht. Gefunden habe ich aber eine offenbare Illustration für die Worte: „Du kannst nicht tot sein, wenn du noch geistiges Leben hast . . .“, eine Illustration, die über den Sinn derselben leider kaum einen Zweifel übrig läßt. Es ist dies jene Periode im Leben Wittigs, in der ihm der gefestigte Wille zum Guten plötzlich umschlug zur (angeblich) gewollten — Selbstbefriedigung.

Ich vermag die in Halbdunkel gehüllten Andeutungen I, 316 bis 326 nicht anders zu verstehen, als daß Wittig allmählich durch seine Erfahrungen des Mannseins dazu geführt wurde, zu glauben, auch die schließlich mit eigener Willenszustimmung vollzogene Selbstbefriedigung vermöge in jenem das Gnadenleben nicht zu töten, der an der Standfestigkeit des eigenen natürlichen Willens verzweifelnd sich einerseits dem „natürlichen Geschehen“ hingibt, aber anderseits in die Arme der göttlichen Barmherzigkeit wirft. Versteht Wittig dies unter dem „Evangelium von der Gnade Christi“ (325), dann ist er nicht erst dort „ein Tor geworden“, sondern er war es schon früher (S. 216) und es ist nicht wahr, das „Ihr habt mich dazu gezwungen“ (326). Ueberrannt hat ihn die Verwechslung einer durch allzuviel Nervenarbeit überreizten, krankhaften Schwäche mit dem wirklichen, von Gott angeordneten „Mannestum“. Wenn ich aber hier Wittig mißverstehe und ich möchte es auch „mit versengten Händen aus Hölleflammen herausreißen“, daß es wirklich nur ein Mißverständnis wäre, so darf ich ehrlich sagen: „Ich bin ein Tor geworden“, aber Wittig „hat mich dazu gezwungen“.

S. 316 f. spricht Wittig von einer Selbstbefriedigung im Traum und von der sittlichen Verwirrung, die sie in ihm anrichtete. Dann spricht er von einer im wachen Zustand eintretenden, vom Willen unabhängigen Selbstbefriedigung der Mannesnatur (320 ff.) und möchte dort schon ein Wort dafür einlegen, daß der Geist die Ordnung im körperlichen Geschehen nicht anders zu leiten hat, „als wie sie der körperlichen Natur von Gott eingegeben ist“ (321). Soll das heißen, daß der freie Wille die Selbstbefriedigung der Natur nicht bloß dulden, sondern auch fördern soll, wenn natürliche Rei-

zungen das Signal zur Ausübung des „Mannestums“ geben? Fast scheint es so zu sein. Denn der Versuch, in der Heiligen Schrift ein Wort für das Gegenteil zu finden, war bei Wittig nicht erfolgreich, obwohl ein Paulus deutlich genug sagt, daß gewisse Sünder (αλλοτρι) das Reich Gottes nicht besitzen (1 Cor 6, 9). Auch die Theologen haben den Jüngling selbstredend nur in neue Verwirrung gestürzt, so daß er schier an der Möglichkeit verzweifelte, jemals die rechte Ordnung in sich herzustellen, zumal sich seine Natur „über alle asketischen Hemmnisse und Willensakte hinwegsetzte“ oder gar „den Willen zur Zustimmung zu zwingen schien“ (320). Da brachte ihm die Lektüre eines medizinischen Buches die Erkenntnis: „Laß geschehen, was geschieht! Den Baum mußt du wachsen, blühen und zur Frucht reifen lassen, nur genießen darfst du nicht von ihm“ (323). Eine naturgemäße Lebensweise, Wanderungen, Wasser und Luft gaben ihm die Herrschaft wieder. Da kam eine neue Zeit: Die Natur gehorchte nicht nur nicht mehr, sie zwang den Willen nicht bloß zum einfachen „Geschehen lassen“, sondern sie bog blitzschnell den gefestigten Willen, „der den Tod einer nicht gewollten Tat vorzöge“, in einen „Scheinwillen“ um, der „gebot, was geschehen sollte“, bog ihn um in einen „anderen Willen, der sich doch für diese Tat entscheidet“ (324). Anfangs sah Wittig dies für einen krankhaften Zustand an, aber schließlich kam er zur Erkenntnis, daß „die Gesundheit der Seele“ nicht „in der Festigkeit des Willens“ besteht, sondern „in der Kraft des in Hoffnung und Liebe vertrauenden Glaubens“ (324). Heißt das: *Pecca fortiter, sed crede fortius*? Ist damit jenes Wort erklärt: „Du kannst keine Todsünde begehen, wenn du nicht tot bist, und du kannst nicht tot sein, wenn du noch geistiges Leben hast, lebendigen Glauben“ . . . (I, 216)? Wenn es so gemeint ist, und ich finde keine andere Erklärung, dann ist es eine dem heiligen Paulus angetane Injurie, wenn Wittig dessen Worte vom Stachel für das Fleisch und vom Genügen der Gnade, das den festesten Glauben des Apostels an seinen Sieg über alle seine Schwäche ausdrückt, verdreht zum verzweiflungsvollen Geständnis des Sieges der Schwäche über alle seine Ideale. Solches würde Paulus mit einem flammenden *μη γένοιτο* um so sicherer von sich geschleudert haben, als für ihn Christus eben die Vernichtung der Macht der Sünde ist und für ihn Sünde und Christentum zwei einander ausschließende Mächte sind. Dann muß sich Wittig sagen: Ich bin kein Katholik mehr; meine Lehre ist nicht mehr die Lehre der Kirche! Und dann ist es für ihn höchste Zeit, sich an der Stirn zu fassen und zu sagen: Um Gotteswillen, wohin hat mich meine Unzufriedenheit mit den Lösungen, die die katholische Moral von meinen Gewissensfällen gibt, geführt! Ich muß umkehren, ehe es zu spät ist, denn „es ist kein Jesus außer dem, der durch die Kirche spricht“ (320).

Gab es keine andere Lösung, kein rettendes Wort aus dem Niederbruch seiner moralischen Kraft? Es gab ein sehr einfaches,

das ihm jede Verwirrung und jede Verzweiflung erspart hätte: Daß der Mensch für Vorgänge im Traume und für Vorgänge des reinen Naturgeschehens, die vom Willen unabhängig sind, nicht zur Verantwortung gezogen wird vom Schöpfer der Natur, das hätte er in jeder katholischen Moral deutlich genug finden können. Daß ferner der Mensch für Auswüchse der Krankheit nicht verantwortlich ist, das hätte er unschwer wissen können. Für ihn war es nur notwendig, sich einmal einzugestehen, daß er krank war, nervenkrank, skrupulös, als er den „Scheinwillen“, der an Stelle des gefestigten Willens zur Enthaltbarkeit trat, der „gebot, was geschehen sollte“ (324), und der nichts anders war als die ganze Wucht der in ihm erwachten niederen Naturtriebe, mit dem intellektuellen Willen, dem Sitze der Freiheit und Verantwortlichkeit, verwechselte oder nicht mehr streng zu unterscheiden wagte. Nach allem, was Wittig andeutungsvoll und behutsam, aber ich gestehe, in wenig geschmackvoller Selbstentblößung erzählt, hatte damals schon sein Nervensystem bereits schwer gelitten, als es notwendig wurde, durch naturgemäße Lebensweise und Wanderungen Remedur zu schaffen. Das darf einen nicht Wunder nehmen. Denn niemand reißt ungestraft in einem Vierteljahr das Wissen in sich hinein, das sonst intelligente Burichen in drei Jahren sich anzueignen immerhin einige Arbeit haben, und der gute Pfarrer, der diese Eiselei mit ihm freilich aus bester Absicht getrieben hat, hätte eigentlich dafür Schläge verdient. Solche Gewaltmethoden hält der junge Mensch nicht aus. Das rächt sich früher oder später, und hat sich an den Gewissensängsten des jungen Wittig bitter genug gerächt. Leider ist jener gute Pfarrer nicht der einzige, der in bester Absicht durch solche Radikalmittel einen jungen Menschen auf das Gewissen nahm. Ich erinnere mich nur allzu lebhaft, wie ein ausgezeichnet veranlagter Priester, der auch durch die Nürnberger-Trichter-Behandlung eines hochgelehrten Professors über Gymnasialklassen hinwegvoltigierte und dann abermals als Priester unter Höchstspannung auf ein Ziel losarbeitete, plötzlich und für immer zur vollen Unfähigkeit zusammenbrach, und wie ein anderer Schützling desselben genialen Professors es später durch alle Peinen der Fallsucht büßen mußte, daß er einst als achtjähriges Wunderkind fließend Griechisch und Latein sprach.

Wittig kann sich nur gratulieren, daß sich jene Vergewaltigung seiner Natur nicht ärger an ihm rächte als durch Schwächen und ebenso krankhafte Skrupeln, die nicht zu unterscheiden wüßten, was Wille und was Zwang ist. Daß er sich körperlich dabei sehr wohl fühlen mochte, das darf nicht irre machen! Es ist eine alte Erfahrungstatsache, die wohl jeder Beichtvater macht, daß skrupulös fromme Personen, die bis zur Verrücktheit ängstlich und jeder Belehrung unzugänglich sind, gegen die Insinuation, daß sie nervenkrank sind und diese Krankheit an allem schuld ist, sich mit aller Energie wehren und hoch und teuer versichern, daß sie nie gesünder gewesen seien

als gerade jetzt — im Augenblick fast völliger Unzurechenbarkeit. Es hat mich anfangs geradezu angewidert, als ich sah, daß Wittig seine innersten Geheimnisse in diesem Kapitel der ganzen Welt unterbreitete. Er mußte sich doch sagen, daß solche Ausführungen auf Mädchen, denen doch auch sein Buch zugänglich ist, nur einen entweder abstoßenden oder höchst verfänglichen Eindruck hervorrufen müssen.

Wenn er aber trotzdem sich gedrängt fühlte, eine Art Generalbeicht abzulegen, so ist das eben wiederum nur ein neues Kennzeichen überhitzter Skrupulosität. Gerade die krankhafte Sucht, die ganze Welt zu Beichtvätern zu machen, ist ein Kennzeichen der Geistesnot dieser Seelen. Es war nicht notwendig, daß er auf diese Weise „ein Tor geworden“. Es hätte genügt, wenn er sich das Eine gestanden hätte: „Meine Nerven bedürfen der Erholung und ich bedarf der Zerstreuung und einer Zeit der Rast.“ Wittig mag versichert sein: So wie er die Männer zeichnet, sind nur sehr wenige, und diese wenigen sind — krank. Und es ist nicht gut, die Zustände solcher Kranker vor jedermann zu schildern; denn wenn ein Gesunder das, was bei diesem Kranken vorkommt, in sich sucht und auf sich anwendet, dann ist er wohl nicht krank, aber geistig tot! Bleibt Wittig auf diesen Wegen und fährt er fort, die Menschheit nach seiner kranken Natur zu kurieren, dann kommt er und seine von ihm Geführten auf die Bahnen Luthers, der so ziemlich auf demselben Wege an allem irre wurde. Habe ich Wittig richtig verstanden, dann verdient sein „Leben Jesu“ schon wegen dieser einen Lehre dreifach, daß es für Leser, die nicht besonders qualifiziert sind, verboten wurde. Nicht bloß „gereifte Männer, die einen Hieb vertragen“ (104), lesen Wittigs Werke, sondern auch sehr zarte Geschöpfe!

Sehr befremdlich klingen auch einige andere Äußerungen über die Sünde. Als die wohlthätige Hure Lise ihr Lasterleben aufgab, dadurch aber die Gelegenheit einbüßte, dem armen, kranken Weichensteller Liebesdienste zu leisten, da reute es den jungen Wittig schier, daß er an ihrer Befehrung gearbeitet: „Man soll die Sünder nicht um der Tugend willen voneinander trennen, solange sie sich die höchste und alle anderen umschließende Tugend barmherziger, helfender Liebe erweisen“ (I, 373). Glaubt Wittig wirklich, daß Jesus auch so denkt? Zeigt ihm dieser Satz nicht mit Blickeht den Abgrund zwischen seiner Auffassung von der Sünde und jener, die verlangt, Hand und Fuß abzuhaueu, wenn sie Anlaß zu einer Sünde würden? Hier: Sie mögen sündigen, wenn sie nur lieben! Dort: Wehe der Welt um der Vergernisse willen! Glaubt Wittig wirklich, Jesus würde dem Weib am Jakobsbrunnen zugestanden haben, sie solle ruhig bei dem bleiben, der nicht ihr Mann war, wenn sie ihm nur fleißig Liebesdienste erweisen würde? — Daß Jesu Urteil über Judas „nicht ganz“ dasselbe war, wie Wittigs, ist wohl auch keine Frage! Kann es Wittig noch verstehen, daß Jesus ein

volles Jahr über nichts anderes predigte als über das Thema: „Tuet Buße“? Es ist gewiß wahr, man soll niemand zum Glauben zwingen wollen. Aber soll man wirklich bloß zuschauen, bis ihn Gott erweckt? „Es ist möglich, daß Gott das neue Leben erweckt; es ist sogar sicher, so wie die Liebe Gottes sicher ist“ (II, 137). Hat Jesus auch diese Auffassung von der Liebe Gottes oder kennt er einen Gott, der es schließlich zustande bringt, Leib und Seele in die Hölle zu stürzen? Jesus hat uns den Vater geoffenbart, das ist wahr und des sollen wir uns allzeit freuen. Aber Jesu Vaterbegriff hindert ihn nicht, seinen eigenen Urteilspruch zu prophezeien: „Weichet von mir, ihr Verdammten!“

Ich halte diese Äußerungen für die eigentlich gravierenden. Vieles andere, das für den Augenblick bedenklich klingt, läßt noch einen guten Sinn zu, wenn man Wittig zugute hält, daß er ein vollendeter Dichter ist und daß es oft schwer fällt, genau zu unterscheiden, was schöngeistige Einkleidung und was wirklich beabsichtigte Aussage ist. So z. B. geschieht Wittig gewiß Unrecht, wenn seine Äußerung über die Gotteskindschaft des Christen pantheistisch aufgefaßt wird. Wittig ist vom Pantheismus himmelweit entfernt, obwohl manche seiner Äußerungen auch ein Pantheist schreiben könnte. Er will doch eigentlich nur behaupten, daß unsere Gotteskindschaft mehr ist als etwas bloß „Moralisches, Uneigentliches, Adoptionsmäßiges“, und das ist gut katholische Lehre. Allerdings, wenn er schreibt: Unsere Gotteskindschaft „ist der Gotteskindschaft des Eingebornen aus Gott so gleich, wie der Saft der Rebe gleich ist dem Saft des Weinstockes“, so erschöpft er den Unterschied immer noch nicht durch den Hinweis darauf, daß das „Heilige“ in einem Grabschafter Jungen „nicht nur Leib und Seele (sic!), wie aus der Jungfrau Maria, sondern die ganze Persönlichkeit mit Strunk und Stiel an sich nimmt“ (I, 16). Doch mag man ihm den Abgang nachsehen, da er ja keine theologisch erschöpfende Darstellung beabsichtigt. Immerhin ist es nur zu bedauern, daß er durch seine Ungenauigkeit im Ausdrucke gerade dem geschadet hat, was er fördern wollte, der allgemeinen Hochfreude über die alles menschliche Erwarten unendlich übersteigende Teilnahme des Getauften an der göttlichen Natur selbst.

Beschämend ist die Auffassung Wittigs vom Wissen und den Plänen Jesu: Da Jesus zu Sichar vom Ernten geredet hat, meint Wittig: „So spricht einer, der seine Arbeit für abgeschlossen und beendet hält“ (I, 258). Wittig glaubt tatsächlich, seinem menschlichen Denken nach habe Christus meinen können, seine Aufgabe sei schon vollendet: „Nach menschlichem Denken konnte die Aufgabe Jesu gelöst erscheinen“ (ebd.). Denn es gab eine uralte Offenbarung von einem gnadenreichen Jahre. Ein Jahr war aber vorbei . . . Tatsächlich fügt Wittig hinzu: „Hat Jesus deshalb seine Jünger von sich fortgehen lassen und ist allein zu seiner Mutter heimgegangen? Hat

er so sehr alles übrige dem Vater überlassen, daß er sich gar keinen menschlichen Gedanken machte, was nun weiter geschehen sollte? . . . Jesus wußte von jenem einen Jahr der Offenbarung und wußte, daß diese Offenbarung jetzt erfüllt sei . . ." (259). " . . . Was wollte Jesus weiter tun? Nichts weiter, als was er an jedem Tage als Wille und Schickung des Vaters erkannte. Wird er nicht bald das Gottesreich organisieren? . . . Ja, wenn der Vater es will. Wenn der Vater überhaupt will, daß durch ihn noch etwas geschieht." Einstweilen begnügt er sich damit, am Samstag die Synagoge zu besuchen und manchmal an den Ufern des schönen Sees Genesareth entlang zu wandeln. Aber an den von ihm selbst vorgelesenen Bibelversen erkennt er, was er mit seinem göttlichen Wissen freilich schon immer wissen mußte, daß der Messias das Evangelium verkünden solle. — In dieser Art (als Arzt und Tröster) wirkte nun der Heiland einen Tag um den andern . . . bis er sah, daß er Gehilfen brauchte (260 f.).

Eine klägliche Figur von einem Christus! Jesus weiß von einem Tag auf den andern nicht, was er tun soll. Da sagt ihm eine zufällige Lektüre (von der nota bene erst später erzählt wird), daß er das Evangelium weiter predigen solle, obwohl der Prophet nur von einem Jahr gesprochen. Nein! ein solcher Waisenknabe war Jesus doch nicht! Es ist ja wahr, er stand stets unter Führung des Heiligen Geistes, aber halt doch als das größte Genie, das irgendwie geschöpflich möglich ist, nicht als ein buchstabierender Schulbube. Mag Wittig das göttliche Wissen Jesu immerhin betonen, eine solche Herabwürdigung des menschlichen Wissens Jesu ist direkt beleidigend. Es wird ihm zugemutet, daß er die Prophezie von dem Jahre des Heiles total falsch verstanden oder doch ratlos war bezüglich ihrer Auslegung; es wird ihm zugemutet, daß er keine blasse Idee von dem hatte, was seine zukünftige Aufgabe war. Am Ende will der Vater überhaupt nicht, „daß durch ihn noch etwas geschieht“. Darum geht er pflichtmäßig in die Synagoge und am See Genesareth spazieren. So gering hat noch niemand das menschliche Wissen Jesu taxiert. Mir will scheinen: Wittig weiß nicht, was er sagt. — Von exegetischen Absonderlichkeiten will ich lieber nicht sprechen. Hieher gehört wohl die falsche Eintragung in die eschatologische Rede (II, 159), wonach Christus gesagt hätte, daß „in denselben Tagen“ (der Zerstörung Jerusalems) die Sonne sich verfinstern werde: Mt sagt sein *σὺ δὲως*, Mt in sehr scharfem Gegensatz zu den vorhergehenden Ereignissen: *ἐν ἐξείναις ἡμέραις*, das heißt aber etwas ganz anderes. Auch hinsichtlich der Zukunft seiner Kirche war Jesus nach Wittig während seines irdischen Lebens im Unklaren, ja hatte ganz irige Vorstellungen: Im Leben auf Judäa beschränkt, sendet er nach seiner Auferstehung die Apostel in alle Welt. Er, der schon die Wetterzeichen sah und vom nahen Ende der Zeiten sprach, redet jetzt von „aller Zeit bis ans Ende der Welt“ und gibt seinen Hirtenstab dem Petrus, nicht damit er die Schafe gleich eintreibe in den einen Schaffstall,

wie es am Abend geschieht, sondern damit er sie weide" (II, 446). Ich kann dies nicht anders verstehen, als daß nach Wittig Jesus im menschlichen Leben an eine Fortsetzung seines Werkes durch längere Zeiten nicht dachte; dann ist aber nicht nur Mt 16, 19 nicht echt, sondern auch eine ganze Anzahl anderer Aussprüche Jesu. Daß das Wort von den Wetterzeichen nicht auf die unmittelbare Nähe des Endgerichtes, sondern vielmehr auf die bereits erfolgte Ankunft Christi geht, braucht nicht eigens erwähnt zu werden.

Wo Wittig auf die Hierarchie und ihre Vertreter zu sprechen kommt, und das ist nicht selten, verfällt er in einen, wie er selbst einmal gefühlt zu haben scheint (II, 151), pharisäischen Mörglerton, spricht vom Pfaffentum, findet, daß viel „öfter nach Recht und Gesetz . . . gefragt werde, als nach Liebe“, daß die Oberen den Untergebenen lieber den Kopf waschen als die Füße, und hat einen ausgesprochenen Widerwillen gegen alles kirchenrechtliche Wesen, dessen Notwendigkeit er doch wieder zugesteht, vergißt auch nicht zu erwähnen, daß er nichts geworden ist als ein Professor.

Nun, angenommen, er hätte einmal von einem kirchlichen Obern eine nicht ganz korrekte Behandlung gefunden, so möge er das mit diesem allein ausmachen, wie immer er will; das hat einen Sinn. Wenn er aber meint, gerade der betreffende Obere wird aus seinem Genörgel für sich das Richtige herauslesen, so irrt er sich. Jeder Mensch braucht einen Nathan mit dem: Tu es ille vir! Dieses allgemeine Uebertragen des alttestamentlichen Pharisäertums auf das neutestamentliche Priestertum macht niemand besser, bei einem harmlosen Leser aber erregt solch ein Geschreibe Kopfschütteln und Befremden, statt Erbauung. Es ist feig, solche Ueberfälle zu machen und — zwecklos.

Ist Wittig noch ein Christ? Er wird vielleicht aufflammen bei solch einer Frage. Aber schuld an dieser Frage ist die Verwaschenheit und Nebelhaftigkeit seiner Schreibweise. Was er z. B. über Glauben und Glaubensinhalt bietet, hat ihm den Vorwurf eingetragen, daß er den katholischen Glaubensbegriff verloren hat. Ist der Vorwurf ungerecht — Wittig möge sich bei der Verworrenheit seiner Darstellungsweise bedanken! Die allgemeine Fassung von Aeusserungen, die nur bei sorgfältigster Verkläuterung richtig sind, in der vorliegenden Allgemeinheit aber nur schädlich wirken können, gibt seinem Buche trotz aller „Frömmigkeit“ ein unkatholisches Gepräge (cf. II, 357 über die nur einem perplexen Gewissen gegenüber erlaubte „Ausdehnung“ der priesterlichen Gewalt „weit über Lehrbuch und Gesetz hinaus“). Denn Wittig hat recht: „Was irgendwie unklar und mysteriös ist, das ist nicht die Lehre Jesu, das ist auch nicht katholisch“ (II, 330). „Alles, was mißverstanden wird, ist nicht göttlich. Das Göttliche ist klarer als die Sonne“ (II, 331).

O, hätte doch Wittig das befolgt! Hätte er vor allem selbst Klarheit der Begriffe gesucht und hätte er die Sonne der katholischen Lehre hineinleuchten lassen bis auf den Grund seiner Ansichten, so wäre er vor sich selbst erschrocken!

* * *

Irren ist menschlich. Den Irrtum einsehen und gestehen ist heldenhaft. Den Irrtum gut machen ist göttlich.

Möge Wittig glauben, daß alle Guten auf die Nachricht harren: Wittig ist bei der Kreuzeslinie geblieben, Gott sei Dank! Möge Wittig sich nicht täuschen: Was ihn von der Anerkennung der Richtigkeit des kirchlichen Urteils abdrängt, drängt ihn ab von Christus. Nur der Böse hätte daran seine Freude, wenn Wittig schwach würde. Wittig meint einmal, er würde jetzt nicht mehr so ohneweiters die andere Wange hinhalten, sondern erst ein: „Beweise, daß ich unrecht geredet habe“ sprechen. Nun, es ist nicht die Lust am Schlagen, die den Findex geschaffen hat! Es ist die ehrliche Hoffnung, Wittig zu überzeugen, daß er unrecht oder unklar geredet hat, die bei mir und anderen die Feder geführt hat.

P. Albert Maria Weiß O. P. †.

Am 15. August 1925 verschied in der Villa St. Hyacinth zu Freiburg in der Schweiz der in der ganzen gebildeten Welt bekannte Dominikanerpater Albert Maria Weiß. Der Verstorbene war ein tieffrommer und musterhafter Priester und Ordensmann, ein Gelehrter von fabelhafter Belesenheit und anerkannter Tüchtigkeit, ein treuer Sohn seiner Kirche, deren Lehren und Einrichtungen er mit Feuereifer verteidigte. Mit der Linzer Quartalschrift ist der Name Albert M. Weiß aufs engste verknüpft; hat doch der Dahingeshiedene nicht weniger als 20 Jahre lang, von 1890 bis 1910, die leitenden Artikel jeden Heftes geschrieben. Dadurch ward P. Weiß durch zwei Dezennien einer der hervorragendsten Mitarbeiter unserer Zeitschrift, ja man darf ihn wohl den führenden Mitarbeiter in jener Zeit nennen. Unstreitig hat sich der Verstorbene um die Linzer Quartalschrift große Verdienste erworben.

Es ist darum nur eine Pflicht der Dankbarkeit und Pietät, wenn die gegenwärtige Redaktion dem einstigen so verdienten Mitarbeiter den innigsten und wärmsten Dank noch ins Grab nachruft und sein Andenken heilig halten will. Möge der ewige Hohepriester Jesus Christus, für dessen Ehre P. Albert Maria Weiß gelebt und gestritten hat, sein übergroßer Lohn sein.

R. I. P.